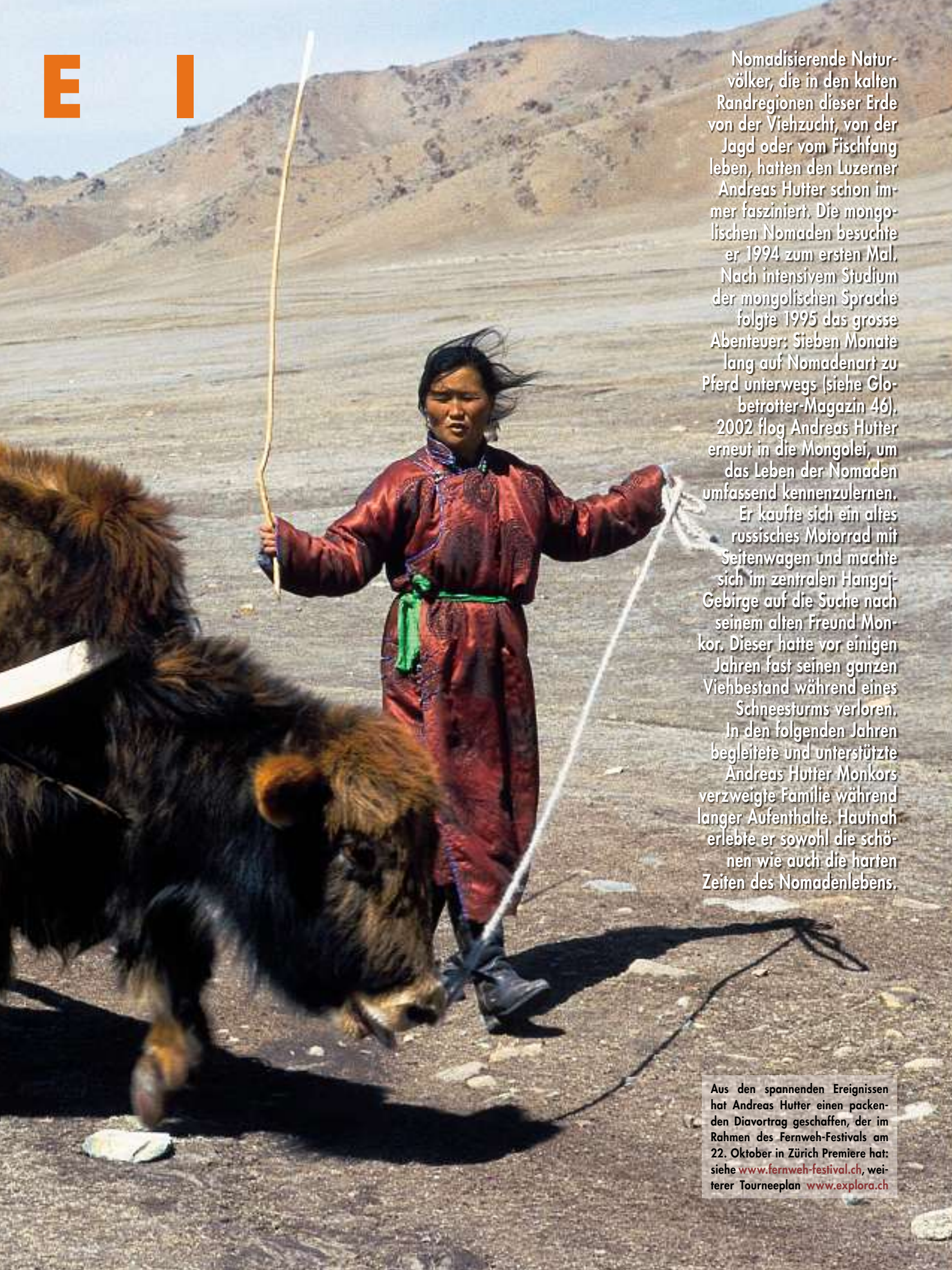


M O N G O L

Auf den Spuren der Nomaden

Von Andreas Hutter (Text und Bilder)





Nomadisierende Naturvölker, die in den kalten Randregionen dieser Erde von der Viehzucht, von der Jagd oder vom Fischfang leben, hatten den Luzerner Andreas Hutter schon immer fasziniert. Die mongolischen Nomaden besuchte er 1994 zum ersten Mal. Nach intensivem Studium der mongolischen Sprache folgte 1995 das grosse Abenteuer: Sieben Monate lang auf Nomadenart zu Pferd unterwegs (siehe Globetrotter-Magazin 46). 2002 flog Andreas Hutter erneut in die Mongolei, um das Leben der Nomaden umfassend kennenzulernen. Er kaufte sich ein altes russisches Motorrad mit Seitenwagen und machte sich im zentralen Hangaj-Gebirge auf die Suche nach seinem alten Freund Monkor. Dieser hatte vor einigen Jahren fast seinen ganzen Viehbestand während eines Schneesturms verloren. In den folgenden Jahren begleitete und unterstützte Andreas Hutter Monkors verzweigte Familie während langer Aufenthalte. Hautnah erlebte er sowohl die schönen wie auch die harten Zeiten des Nomadenlebens.

Aus den spannenden Ereignissen hat Andreas Hutter einen packenden Diavortrag geschaffen, der im Rahmen des Fernweh-Festivals am 22. Oktober in Zürich Premiere hat: siehe www.fernweh-festival.ch, weiterer Tourneepfad www.explora.ch

Rückblende auf die frühere Reise zu Pferd

Im Altaigebirge hatten wir uns vier Pferde erstanden, mit denen wir in den vergangenen Monaten quer durch die Mongolei gezogen waren. Fünf Monate waren wir schon unterwegs, doch so schlecht stand es noch nie um uns. Kleinere Probleme gab es natürlich des Öfteren, doch nun schienen sich die Götter gegen uns verschworen zu haben.

Vor wenigen Tagen waren wir überglücklich der Wüste Gobi entronnen und hatten das zentrale Hangaj-Gebirge erreicht. Eigentlich wäre das ein Grund zum Aufatmen gewesen, wäre ich nicht plötzlich krank geworden, Schüttelfrost und sehr starke Nierenschmerzen. Nun stand unser kleines Zelt am Ufer eines wunderschönen, mittlerweile gefrorenen Bergsees, und mich jagten die Fieberschübe. Unsere Lebensmittelvorräte gingen zur Neige, doch an ein Weitergehen

war in meinem Zustand nicht zu denken.

Endlich graute der Morgen. Veronika machte sich mit einem Pferd auf den Weg. Sie hoffte, in der näheren Umgebung auf eine Jurte zu stossen, um Fleisch und Milchprodukte zu erstehen. Nach zwei Stunden kam sie resigniert zurück. Nichts. Die waldige Gegend verunmöglichte einen Fernblick und in der näheren Umgebung schien keine Jurte in Sicht. Während Veronika mir eine Suppe mit Reis kochte, besprachen wir die verwickelte Lage.

Plötzlich tauchte aus dem Wald ein Reiter auf und fragte uns, ob wir seine Pferde gesehen hätten. Veronika erzählte ihm vom Hengstbesuch der vergangenen Nacht. Monkor, so war sein Name, war beruhigt. Seine Pferdeherde schien nicht all zu weit weg zu sein. Veronika erzählte ihm von unseren Problemen.

Monkor erwiderte: «Du hast nur am falschen Ort gesucht. Meine Jurte ist gleich hier unten.

Warum kommt ihr nicht gleich mit?» Veronika ritt alleine mit, um bei Monkor Lebensmittel einzutauschen. Das «Gleich da unten» entpuppte sich als gut einständiger Ritt. Immerhin hatten wir wieder Fleisch.

Als das Antibiotikum, das ich zu mir genommen hatte, langsam wirkte und ich einigermaßen transportfähig war, zogen wir zu Monkors Jurte und bauten in dessen Nähe unser neues Lager auf. Bis ich wieder auf den Beinen war, vergingen allerdings weitere zehn Tage. Während dieser Zeit entstand eine Freundschaft zwischen dem Pferdenarr Monkor und mir. Die Tage mit ihm und seiner Familie wurden für uns zu einem unvergesslichen Erlebnis. Als wir schlussendlich weiterzogen, spürte ich, dass wir uns nicht zum letzten Mal gesehen hatten.

Unsere damalige Reise führte uns über gefrorene Flüsse weiter in den Norden, bis wir Mitte Dezember, bei eisigen minus 35

Grad, den Hövsgöl See erreichten. 2000 Kilometer hatten uns unsere Pferde durch die Mongolei getragen. Unvergessliche Abenteuer durften wir erleben und mir war schon damals klar, dass dieses einzigartige Land noch manche weitere Reise wert ist.

2002 zurück in der Mongolei

Sieben Jahre sind vergangen, bis ich wieder in Ulan Bator landete, diesmal allein. Vieles hat sich verändert – sowohl in meinem Leben wie auch in der Mongolei. Letzteres wird mir schon nach wenigen Minuten klar: Der Verkehr hat fast aufs Zehnfache zugenommen! Wo früher die Kühe auf der Strasse spazierten, herrscht heute Stau, und wo es damals gerade mal zwei Restaurants in der Hauptstadt gab, sind es heute tausende. Auch mein Freund Bajara ist vom mittellosen Studenten zum gestandenen Geschäftsmann mit schwarzem Anzug, Auto und



Apartmentwohnung aufgestiegen. Stolz steuert er mich durch die Stadt und erzählt von seinem neuen Job bei der US-Botschaft.

Doch nicht alle haben den Schritt vom Kommunismus in den Kapitalismus so gut geschafft wie Bajara. Die Einwohnerzahl ist von 200000 auf 700000 gestiegen. Die meisten Zuwanderer sind Nomaden, die entweder ihr Vieh verloren haben oder aber sich ein einfacheres Leben in der Stadt erhoffen. Leider geht dieser Traum nur für die Wenigsten in Erfüllung und so leben in Ulan Bator über 500000 Leute in Zelten oder notdürftigen Hütten ohne Wasser und Strom.

Mit Schrecken muss ich zudem feststellen, dass meine Mongolischkenntnisse kläglich verkümmert sind – das muss und will ich ändern.

Zudem brauche ich ein Fortbewegungsmittel, denn ich bin mit dem Ziel in die Mongolei gereist, eine Vortragsreportage über eine Nomadenfamilie zu

machen. Vor sieben Jahren hatten wir zwar sehr viel Kontakt zu den Einheimischen, eine richtig tiefe Beziehung entstand aber nie. Als mögliche Familie schwebt mir Monkors Familie vor. Doch die lebt, sofern sie nicht fortgezogen ist, 1000 km entfernt von der Hauptstadt Ulan Bator im Hangaj Gebirge. Ein Auto scheidet als Transportmittel gleich aus, denn damit wäre ich der «reiche Europäer». Pferde sind zu langsam und ein Motorrad bietet zuwenig Platz für meine Ausrüstung. Es bleibt also nur ein Motorrad mit Seitenwagen. Zufälligerweise gibt es hier viele dieser alten russischen Maschinen aus dem 2. Weltkrieg und zudem handelt es sich dabei um das billigste motorisierte Gefährt, das man sich hierzulande überhaupt erstehen kann.

Es gibt allerdings einen Haken: Ich habe keinen Motorrad-Führerschein. Doch dieses Problem lässt sich in der Mongolei recht unkompliziert mit Geld lösen.

Zwei Wochen nach meiner Ankunft sind nicht nur meine Sprachkenntnisse wieder einigermaßen aufgefrischt, sondern ich bin auch stolzer Besitzer eines mongolischen Führerscheins und eines Fahrzeugausweises für ein 600 ccm Motorrad Marke Ural. Das stolze Teil habe ich auf dem Markt für 700 US\$ erstanden. Ein kleines Problem gibt es allerdings noch, und das kann man nicht mit Geld lösen: Ich kann nicht Motorrad fahren. Also lasse ich mir erklären, wie man das Ungetüm startet, wo und wie man schaltet und wie man bremst.

Dann kommt eine der grössten Mutproben der vergangenen Jahre. Wie bringe ich das neu erstandene Fahrzeug quer durch das Verkehrschaos von Ulan Bator? Ich bin nicht gerade ein ängstlicher Typ, doch diese Fahrt wird zum eigentlichen Horrortrip.

In der Nähe von Bajaras Wohnung, wo ich einquartiert bin, finde ich ein Testgelände, wo ich dann die nächsten Tage mei-

ne Kenntnisse etwas verbessere. Noch drei Mal fahre ich quer durch die Stadt zurück auf den Markt, da mein neu erstandenes Motorrad schon die ersten Mängel aufweist. Ich merke aber schnell, dass dies wohl zu den Eigenarten dieses Modells gehört. Das Ding ist nicht eigentlich gemacht, um damit weit zu fahren, sondern mehr, um es täglich zu reparieren. Als ich mich mit diesem Umstand abfinden kann, bin ich bereit.

Mit dem Motorrad unterwegs

Tag 1 – km 5: Ich habe von 30 auf 40 km/h beschleunigt und für diese Geschwindigkeit ist mein Helm mit Visier nicht gedacht.

Bilder unten: Ein sowjetisches Seitenwagen-Motorrad aus dem zweiten Weltkrieg war mein Fortbewegungsmittel, um meine Nomadenfreunde zu suchen. Nur selten kam ich aber so flott voran und konnte die Landschaft genießen wie auf diesen Bildern.



Die Helmschale, die haltlos auf meinem Kopf liegt, dreht sich und bleibt mit dem Visier auf Augenhöhe stehen. Blind wie ein Regenwurm versuche ich, möglichst schnell zum Stillstand zu kommen und auf der rechten Strassenseite zu bleiben, um nicht unter einem Lastwagen zu enden.

Uff, endlich stehe ich und bin nicht in den Gegenverkehr geraten. Der Helm findet seinen neuen und definitiven Platz: hinten auf dem Reserverad.

Tag 2 – km 127: Die Power meines Ungetüms lässt kontinuierlich nach und der linke Zylinder nimmt umgekehrt proportional

Bilder unten: Ich verbrachte etwa gleich viel Zeit neben dem Motorrad beim Reparieren wie auf dem Motorrad mit Fahren. Oft schaute ich wehmütig den Nomaden beim Arbeiten zu. Ihre Pferde schienen immer ohne Panne zu funktionieren.

zur Geschwindigkeit an Temperatur zu.

Irgendwann ist er so heiss, dass ich meine Füße kaum noch auf dem Fussraster halten kann, ohne sie zu verbrennen. Im ersten Gang schaffe ich es ins nächste Kaff. Dort eilt mir die gesamte männliche Dorfbevölkerung zu Hilfe.

Bald ist mein Motorrad von irgendwelchen Leuten in seine Einzelteile zerlegt und nicht mehr funktionstüchtig. Die Laien haben nach mehreren Stunden herausgefunden, dass sie nichts von Motorrädern verstehen und dass mein Motorrad jetzt überhaupt nicht mehr funktioniert. Trotzdem muss ich den Mongolen ein Lob aussprechen. Nie würden sie mich meinem Schicksal überlassen. Das ganze Dorf macht sich also auf die Suche nach dem «Master». Denn in jedem Dorf gibt es einen Master für das Problem «Ural».

Endlich ist er gefunden und wir schieben mein Motorrad in

seinen «Garten», wo wir in Ruhe arbeiten können. Nach kürzester Zeit ist ihm das Problem klar: Eine Ventilklappe ist nicht mehr dicht. Die Klappe wird neu ausgerieben und weiter geht die Fahrt.

Tag 3 – km 234: Mein Motor stottert alle zwei Kilometer und fährt erst wieder, nachdem ich die total schwarzen Zündkerzen gewechselt oder geputzt habe. Das Problem ist erst behoben, als mir ein anderer Dorfmaster den Motor komplett neu einstellt.

Tag 6 – km 398: Bei einer Flussquerung bleibe ich mitten im Fluss stecken und der Motor wird mit Wasser gefüllt, was ihm nicht sonderlich bekommt. Der nächste Master ist gefragt. Die defekten Teile werden mit funktionstüchtigen Teilen aus seinem Motorrad ersetzt und er wartet nun auf die Ersatzteile, nachdem ich ihm diese grosszügig finanziell entschädigt habe.

Tag 9 – km 517: Vom ewigen Zündkerzenwechseln ist das Gewinde beschädigt worden. Das bedeutet, ich kann keine neue Zündkerze mehr einsetzen. Das wiederum heisst, mein Motorrad fährt nicht mehr. Ein neuer Master ersetzt den gesamten linken Motorblock. Wiederum stammt das Ersatzteil von einem andern Fahrzeug.

Tag 12 – km 832: Ich kenne die Innereien meines Motorrads vom vielen genauen Zuschauen schon so gut, dass ich die ersten Reparaturen selber vornehmen kann. Dem rechten Kerzengewinde ist dasselbe Schicksal widerfahren. Diesmal lasse ich mir in einer Werkstatt das Ding ausbohren und ein Übergangsstück mit einem neuen Gewinde einsetzen. Das Zusammenbauen des Motors und das Einstellen kann ich mittlerweile selber.

Tag 14 – km 1000: Ich habe die Bezirkshauptstadt Uliastaj im Westen des Hangaj-Gebirges er-



reicht und die Suche nach Monkor kann beginnen.

Alles verloren

Über Stock und Stein fahre ich möglichst nahe zu dem Ort, wo ich vor sieben Jahren halbtot im Zelt lag. Dort steuere ich zur nächsten Jurte und trete ein. Nach mongolischer Manier wird mir ein Milchtee überreicht und die Gastschale hingestellt. Nach den üblichen Floskeln komme ich zur Sache und frage nach Monkor. Erst scheint niemand zu begreifen, was ich will. Doch als ich mein Buch hole und die Fotos von Monkor zeige, beginnt es den Leuten zu dämmern. Natürlich kennen sie ihn, wissen aber nicht genau, wo er im Moment seine Jurte aufgeschlagen hat. Ein junger Mann glaubt aber zu wissen, wo man weiss, wo sich Monkor befindet. Zusammen rauschen wir los und nach vier Zwischenstopps bei Informanten stehe ich vor ihm.

Im ersten Moment erschrecke ich ein wenig. Monkor ist in den vergangenen Jahren doppelt so viel gealtert wie ich. Er erkennt mich sofort wieder. Seine Frau erinnert sich auch noch an mich und zeigt auf die Fotos im Schaukasten der Jurte. Das Postsystem hat also tatsächlich funktioniert. Als ich nach dem Wohl seiner Familie und Tiere frage, gibt er mir erst die typisch mongolische Antwort: Alles bestens, alle gesund und wohlgenährt. Seine beiden Töchter gehen zur Schule, und ich hätte sie unmöglich wieder erkannt.

Als ich dann aber nach den Pferden und Yaks frage, kommen Monkor fast die Tränen und er beginnt zu erzählen: «Im Winter 1999 waren wir in der Nähe, wo du vor sieben Jahren krank warst. Neben meiner Jurte stand die Jurte meines Vaters und die meines ältesten Bruders. Dann begann es plötzlich zu stürmen und grosse Flocken zu schneien. Einen solchen Schneesturm hatte ich vorher noch nie erlebt. Und dann

wollte es nicht mehr aufhören. Noch nie in meinem Leben habe ich so viel Schnee gesehen. Die Schafe und Ziegen waren weg und die Pferde schauten gerade noch mit dem Kopf zum Schnee heraus. Der Schnee war so tief, wir konnten nicht mehr flüchten, waren eingekesselt und gefangen.

Am besten erging es noch den Pferden, aber für die meisten Schafe und Kühe gab es keine Rettung mehr. Mein Vater und meine Brüder haben bis auf einige wenige Pferde und Schafe alles verloren. Mir ging es gleich. Von 50 Pferden sind noch 8 am Leben, von 17 Kühen hat nur eine überlebt und von den 300 Schafen und Ziegen leben keine 20 mehr.

Überleben können wir heute nur dank meiner Schwestern Handa und Zagana. Sie hatten ihre Jurten weit weg in der Wüste stehen. Dort hat es kaum geschneit und sie haben nur wenige Tiere verloren.»

Die nächsten Tage reiten wir zusammen durch die Landschaft

und Monkor erzählt mir weiter, dass alle Viehzüchter, die mit ihren Tieren in der Nähe der Berge waren, damals fast alles verloren. In jenem Winter seien alleine in der Provinz Zauchen über 100 000 Tiere verendet.

Schwierige Hilfe

Die Jurten von Monkors Schwestern liegen unweit von seiner Jurte am wunderschönen Tsagan See. Auch Monkors Eltern haben ihre Jurte hier aufgeschlagen. Schnell freunde ich mich auch mit dem Rest der Familie an. Den Sommer verbringe ich im Familienverbund und helfe bei den alltäglichen Arbeiten mit. Handa, Monkors ältere Schwester, schmeisst den Laden hier und ist das inoffizielle Oberhaupt des Clans im Sommer. Ihr Mann, Manel Joe, ist ein grosser Pferdefan, verbringt die Sommermonate mit seinen Rennpferden und zieht von einem Reiterfest zum nächsten. Dafür übernimmt er für den Rest des Jahres die Ver-



antwortung für die Tiere und ist oft wochenlang alleine draussen in der Natur, während Handa seiner Schwester im Laden aushilft. Dies ist Jobsharing auf Mongolisch.

Nach diesem Sommer habe ich den ersten Brückenschlag geschafft und das Vertrauen der Familie gewonnen. Mir ist klar, dass Monkor mit einer Kuh nie auf einen grünen Zweig kommt, und so gebe ich ihm ein Startgeld, mit dem er sich drei weitere Kühe kaufen soll. Auch Monkors Vater unterstütze ich mit etwas Geld.

Wie ich bei meiner nächsten Reise im Februar allerdings feststellen muss, war dies ein Fehler. Sowohl Monkor als auch sein Vater sind nicht die richti-

gen Personen gewesen, um der Grossfamilie Nutzen zu bringen. Da es nach dem Zusammenbruch des Kommunismus keine Kollektivleistungen mehr gibt, ist die einzige Versicherung eine intakte Grossfamilie. Und in jeder Grossfamilie gibt es weise und umsichtige Mitglieder, die den eigentlichen Fortbestand und das Wohlergehen des Clans steuern. In Monkors Familie ist dies weder Monkor noch sein Vater. Monkor hat das Geld, das ich ihm für Kühe gab, zum grossen Teil in Wodka investiert, und auch das Geld, das ich seinem Vater gab, ist nicht dem Wohle der Familie zugeflossen.

Erst später habe ich gemerkt, dass die eigentlichen Ernährer und Köpfe, die diese Familie über Wasser halten, die Mutter und die Familien der beiden Schwestern Handa und Zagana sind. Möglicherweise war es kein Zufall, dass diese 1999 den weiten Weg in die Wüste nicht gescheut und all ihre Tiere durchgebracht hatten.

Besuch im Winter

Bei eisigen minus 28 Grad begleite ich Handa zum Markt, wo sie mit Dana, der Schwester ihres Mannes, einen kleinen Laden betreibt. «Laden» ist vielleicht übertrieben. Eigentlich ist es ein Metall-Container. Der Container ist zum Winzig-Kleidergeschäft umfunktioniert, aber natürlich nicht beheizt. Uliastaj ist einer der kältesten Ecken in der Mongolei und die Temperatur liegt in den Wintermonaten meist zwischen -20 bis -40 Grad. So sind die beiden Frauen froh, wenn sie sich alle paar Stunden abwechseln können.

Sobald die Temperaturen im April angenehmer werden, betreibt Dana den Laden wieder alleine und Handa zieht auf's Land zu ihrem Mann und den Tieren.

Monkors Jurte steht während dem Winter ebenfalls in der Stadt, da die Kinder in die Schule müssen und seine Frau einen Job als Näherin gefunden hat. Monkors

Schafe sind in Manel Joes Herde integriert. Nur zu den Pferden schaut er selber. Diese weiden unweit von Uliastaj in den Bergen und er macht alle paar Tage einen Kontrollritt.

Nach wenigen Tagen in der Stadt zieht es mich hinaus auf's Land, um Manel Joe und die Tiere zu besuchen. Handa begleitet mich. Uliastaj liegt unter einer kompakten Schneedecke. Doch je weiter wir Richtung Westen fahren, desto weniger Schnee liegt, und bald befinden wir uns in der schneefreien Wüste. Hier hat Manel Joe seine Jurte aufgeschlagen. Die Freude über den Besuch ist gross, und die Freude, dass ich einige Zeit bei ihm bleiben werde, noch grösser. Ich begleite ihn bei den täglichen Arbeiten und staune.

Nachdem wir am frühen Morgen die Schafe, Ziegen und Yaks auf die Weide getrieben haben, kann gekocht und gegessen werden. Danach stehen Arbeiten an wie Eis aus dem Fluss schlagen, um Wasser zu haben, oder Mist

Bilder unten: Folgt auf einen trockenen Sommer ein schneereicher Winter, sterben oft viele Tiere. Die Nomaden versuchen dem Schnee mit geschicktem und frühzeitigem Umzug möglichst auszuweichen. Oft bauen die Hirten behelfsmässige Lager auf, um schnell reagieren zu können.



sammeln, damit die Jurte warm bleibt. Nach einem Kontrollritt, um zu schauen, wo die verschiedenen Herden sind, machen wir uns auf die Suche nach den Kamelen. Diese haben sich irgendwo im Sanddünenmeer versteckt. Das Finden der Tiere ist äusserst schwierig. Manel Joe ist aber ein hervorragender Fährtenleser und hat die Tiere schon nach wenigen Stunden gefunden. Langsam treiben wir sie zurück zu den Jurten, wo er sie wieder freilässt. Diese Aktion wiederholt sich alle drei bis vier Tage. Würde er die Tiere über mehrere Wochen unbeaufsichtigt lassen, könnte er sie eventuell nie mehr finden.

Die Pferdeherde treibt er jeden Abend zurück zum Zelt, damit sie in der Nacht nicht allzu weit weg ist. Würde er auch die Pferde nur alle drei Tage einfangen, wären alle Fohlen in wenigen Wochen von den Wölfen gefressen. Im letzten Jahr hat er trotz dieser Vorsichtsmassnahmen von neun Fohlen sieben an die Wölfe verloren.

Die Schafe, Ziegen und Yaks, die alle in verschiedenen Himmelsrichtungen grasen, müssen jeden Abend zur Jurte getrieben werden. Im Gegensatz zu den Pferden lassen sich diese Tiere in der Dunkelheit nieder und schlafen bei den Zelten. Dank der Hunde sind sie so sicher vor den Wölfen. So verbringt Manel Joe, wenn er keine Helfer hat, einen Grossteil des Tages im Sattel. Ich bewundere diesen kleinen drahtigen Mann, der kaum mehr als 50 Kilogramm auf die Waage bringt, für seine Ausdauer und Zähigkeit. Schon nach zwei Wochen muss ich ihn zwar alleine lassen, verspreche aber, dass ich schon im April wieder auf Besuch kommen werde.

Unterwegs in einem kalten Land

An einem eisigen Aprilmorgen lande ich in Ulan Bator. In der Schweiz war es angenehme 20 Grad und hier steht das Thermo-

meter auf minus 15 Grad und zu allem Elend bläst auch noch eine steife Bise. Ich stehe im «Garten» meines Freundes Enkbath und mache mit einigen Helfern eine Generalrevision meines Motorrades. Zudem montiere ich Windabweiser für die Knie und ein Windschutzschild.

Ich hoffe, so die Fahrt nach Uliastaj ohne Erfrierungen zu überstehen. Bevor es los geht, steht Enkbath noch mit einem zehn Kilogramm schweren Ziegenfellmantel vor mir und meint: «Nimm den noch mit, das ist ein Erbstück meines Vaters, er wird dich warm halten.» Ich nehme die Leihgabe gerne entgegen und hoffe, dass sie hält, was sie verspricht.

Die ersten 200 Kilometer bis Karakorin bringe ich ohne Probleme hinter mich. Die Windabweiser und der Fellmantel halten mich warm. Die Füsse sind direkt hinter den Zylindern und sind so an der Wärme. Wenn die Sonne scheint, wird es sogar richtig

warm, doch dann schmelzen die letzten Schneefelder und verwandeln die Piste in einen Morast, so dass mir die kalten Tage fast lieber sind.

Da zwischen Ulan Bator und Uliastaj nur die ersten 200 Kilometer asphaltiert und die Tage noch kurz sind, schaffe ich maximal 200 Kilometer pro Tag. Doch dies ist absolut rekordverdächtig. Denn im Schnitt mache ich pro Stunde nicht mehr als 20 Kilometer, d.h., ich bin von der Dämmerung bis zum Eindunkeln am Fahren. Die Handgelenke habe ich mir schon vorsorglich eingebunden. Bei meiner letzten Reise hatte ich von den Vibrationen und Schlägen eine so starke Entzündung davongetragen, dass ich fast nicht mehr lenken konnte. Da die Temperaturen unter dem Gefrierpunkt liegen und der Wind auf der ganzen Strecke gegen mich bläst, muss ich auch keine Stopps einlegen, da der Motor nicht überhitzt. Selbst die hohen Pässe brause ich nonstop durch.



Trotz Schneeverwehungen und Morast, in denen ich oftmals stecken bleibe und nur mit Fremdhilfe weiterkomme, schaffe ich das Unmögliche. Ich erreiche Uliastaj in fünf Tagen. Halbtot vor Erschöpfung ruhe ich mich erst einige Tage bei Monkor und Handa aus.

Dann fahre ich mit Handa und einer Riesenladung von Grundnahrungsmitteln hinaus in die Steppe. Die Landschaft ist braun, menschenabweisend und karg. Bäche und kleinere Flüsse sind ausgetrocknet und Manel Joes Jurte steht mitten in der kargen, wasserlosen Landschaft. Die letzten Wasserreserven liegen oben an den Bergkämmen, in Form von Schnee.

Mit einem Ochsenkarren machen wir jeden Tag die Rei-

se hinauf zum letzten Schnee, füllen Behälter und Säcke, um diese Vorräte später in der Jurte in Wasser umzuwandeln. Manel Joe ist besorgt: «Schon seit Jahren wird es immer trockener. Im Sommer, wo es früher viel geregnet hatte, regnet es kaum noch. Und wenn es Niederschlag gibt, dann ist es im Winter Schnee, der wiederum fatale Auswirkungen haben kann. Im letzten Winter hat es glücklicherweise kaum geschneit. Dies ist zwar gut, aber jetzt brauchen wir unbedingt Wasser. Sobald die Schneeflecken in den Bergen weggeschmolzen sind, können wir auch hier nicht mehr bleiben.»

Eine Nomadenfamilie zieht um

Wir nutzen die Mobilität meines Motorrads und fahren die Gegend nach Wasserstellen ab. Sämtliche Quellen, Brunnen und Bäche die wir anfahren, sind trocken. Hoch in den Bergen finden wir

ein Rinnsal, das für einige Meter an die Oberfläche tritt. Zwei Tage später ist es soweit. Nach zwei Stunden ist die Jurte abgebrochen und samt Hausrat auf drei Ochsenkarren und drei Kamele verteilt. Während Bajara (Handa & Maneljoe's Sohn) die Herde mit Yaks, Schafen und Ziegen treibt, hat Handa die Pferdeherde übernommen und Manel Joe führt die Karawane an.

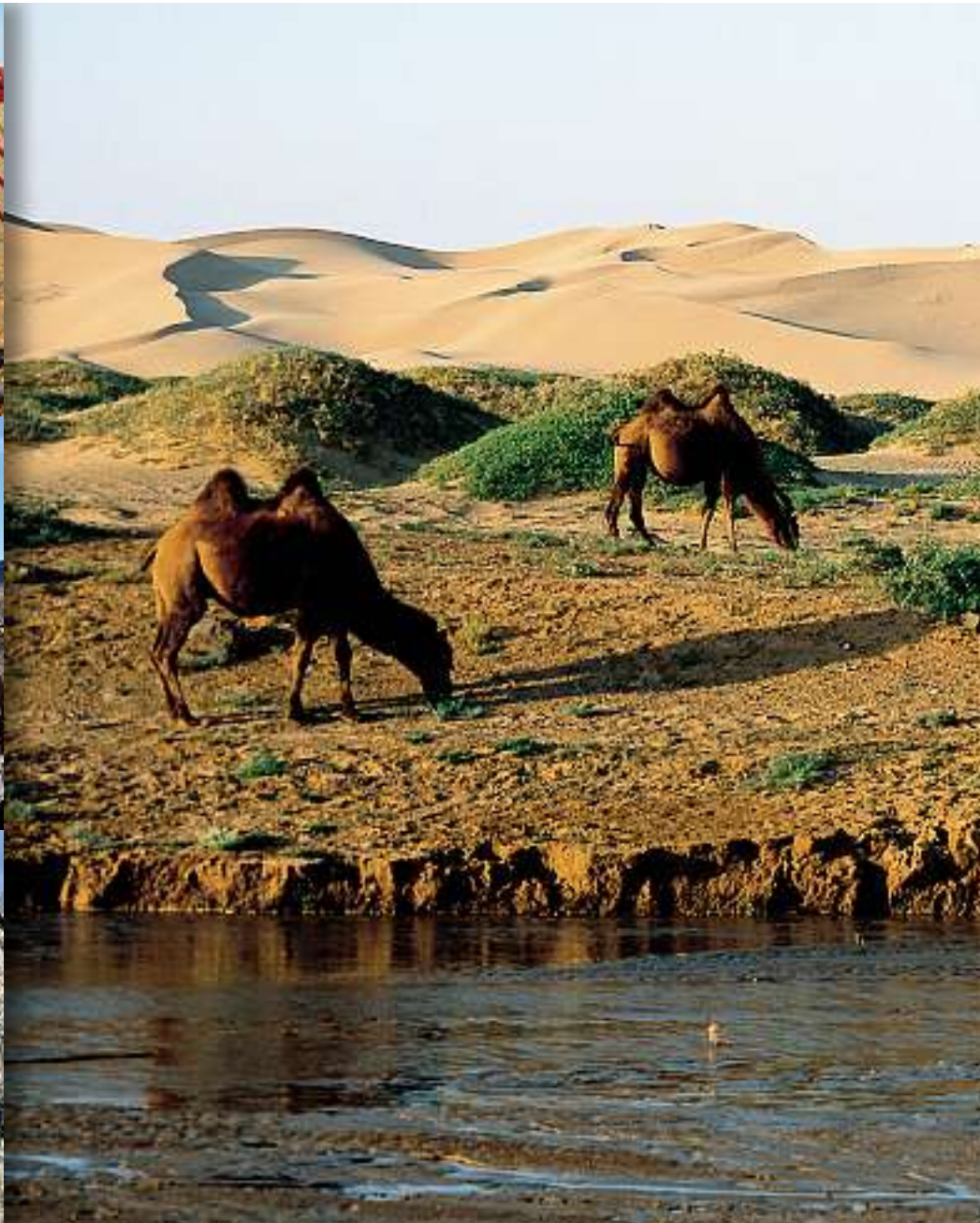
Vier Stunden später trifft aus einem Seitental eine weitere Karawane mit insgesamt 26 Ochsenkarren und viel Vieh auf uns. Die Leute haben dasselbe Ziel. Zufälligerweise ist es Biamb (Zaganas Mann) mit seinem Bruder und den Eltern.

Früher hatte ich geglaubt, dass die Nomaden wie bei uns umziehen – im Sommer auf die Alp, im Winter ins Tal. Doch mittlerweile begreife ich, dass es hier überhaupt keine festen Strukturen und Regeln gibt. Man zieht dann um, wenn man von der Natur zum Umzug gezwungen wird,

und man zieht dahin, wo es die Natur zulässt. Nämlich dort hin, wo es Wasser und Gras gibt. Auch gibt es keine vorreservierten Plätze. Wer zuerst da ist, ist zuerst da. Auch wird nicht immer in der gleichen Gruppe umgezogen.

Auf all meinen sechs Reisen hatte Manel Joe immer andere Nachbarn. Mal waren es Verwandte. Mal waren es Freunde oder Bekannte und manchmal auch wildfremde Leute, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Wie lange man dann zusammenbleibt, hängt ebenfalls nur von der eigenen Strategie und der Natur ab: Für wie viele Tiere der Platz Futter bietet und in welcher Gegend man strategisch Vorteile für seine Tiere sieht. So hatte Manel Joe in den vier Jahren, die ich zum Teil miterlebte, nie zweimal dasselbe Sommer- oder Wintercamp. Immer war er an einem anderen Ort stationiert. Der Grossraum war zwar derselbe, doch die Plätze waren immer verschieden und lagen zum Teil bis zu 50 Kilome-

Bilder unten: Eine Nomadenfamilie hat, wenn alles für den Umzug vorbereitet ist, in zwei Stunden die Jurte abgebaut, den Hausrat verpackt und auf vier bis acht Kamele oder Ochsenwagen verladen.



ter auseinander. Die Distanz vom Winterquartier zum Sommerquartier liegt bei ungefähr 140 Kilometern.

Am späten Nachmittag haben wir den neuen Platz erreicht. Vor zwei Tagen haben wir die Stelle begutachtet und es hat noch keine einzige Jurte hier gestanden. In der Zwischenzeit haben sich schon zwei andere Familien mit vier Jurten hier niedergelassen. Heute Abend werden drei von Biamb's Familie und eine von uns dazukommen. Da die Stelle zurzeit in dieser Gegend die einzige mit Wasser ist, finden sich in den nächsten Tagen weitere drei Familien mit fünf Jurten ein.

Das Gold der Nomaden

Obwohl meinerseits bei andauernden Minustemperaturen noch keine Frühlingsgefühle aufkommen, reden die Mongolen von Frühling. Das ist hier die trostloseste Jahreszeit. Die Tiere sind spindeldürr und das Land braun.

Bei den Nomaden heisst Frühling aber auch Zahltag und hat deshalb eine grosse Bedeutung. Unter den Russen hatten all meine Freunde für das Negdel, die mongolische Form der Landwirtschaftskolchese, gearbeitet. Sie waren als Viehhüter angestellt. Am Ende jedes Monats gab es einen Lohn, mit dem man im Laden des Negdels einkaufen konnte. Man hatte ein Produktionsziel. Wenn man es erfüllte, war der Lohn etwas höher und wenn man es nicht erfüllte, ein wenig kleiner. Es gab ein kostenloses Schul- und Gesundheitssystem. Dies alles brach mit dem Kommunismus zusammen und die Tiere aus dem Negdel wurden, je nach Anzahl der Kinder, an die Familien verteilt.

Dann wurden die Angestellten von einem Tag zum anderen «selbständige Unternehmer», was für die einen zu schnellem Reichtum und bei andern zu schneller Armut führte.

Geld gibt es heute für die Viehzüchter keines mehr und

wer seine Herde oder sprich sein Vermögen vergrössern will, der verkauft keine Tiere. So auch Manel Joe. Solange es irgendwie geht, schlachtet er nur Tiere für den Eigengebrauch. Als einzige Einnahmequelle bleibt also der Verkauf von Wolle und Milchprodukten. Da in den Sommermonaten in der Mongolei nicht gerade ein Mangel an Milch, Yoghurt und Käse besteht, ist mit dem Verkauf dieser Produkte kein Geld zu machen.

Auch aus dem Verkauf von Schafwolle ist kaum Profit zu schlagen. Selbst die Preise für Kamel- und Yakwolle sind im Keller. Einzig der Preis von Kaschmirwolle liegt hoch. Dies hat dazu geführt, dass die Kaschmirziegenherden in der ganzen Mongolei stetig zunehmen, was sich ökologisch nicht sehr nachhaltig auf die Weideflächen auswirkt. Mit einem Kilo Schafwolle erwirtschaftet man zwei Rappen, während man für ein Kilo Kaschmir umgerechnet 25 Franken bekommt. So ist klar, dass alle Vieh-

züchter auf Kaschmir setzen. So auch Manel Joe.

Seit einigen Tagen sind wir stundenlang am Ziegen kämmen. Im Gegensatz zu den Schafen wird die Kaschmirwolle nicht geschnitten. Die flaumige Unterwolle der Ziegen wird aus den festen Deckhaaren herausgekämmt. Dies ist nicht nur anstrengend und aufwändig, sondern auch schmerzhaft für die Tiere, da das Unterhaar nicht ganz ohne Zerren im Kamm hängen bleibt. Je nach Grösse der Ziege bleiben 200 bis 500 Gramm im Kamm hängen. Manel Joes Familie hat etwas über 130 Ziegen und erwirtschaftet damit ihr ganzes Jahreseinkommen von umgerechnet 1000 Franken.

Der Preis der Kaschmirwolle steigt und fällt nach Angebot und Nachfrage. Im Frühling, wenn alle Nomaden Wolle verkaufen wollen, fällt er auf bis zu 15 Franken pro Kilo und steigt im Spätherbst meist auf bis zu über 30 Franken pro Kilo. Da die meisten Nomaden im Frühling unbedingt



auf Geld angewiesen sind und sich auch keine Fahrt nach Ulan Bator leisten können, verkaufen sie direkt im Dorf, wenn der Preis im Keller ist.

Auch Manel Joe wäre es in diesem Jahr so ergangen, wäre ich nicht als «Bank» mit zinslosem Darlehen aufgetreten. Obwohl ich die ganze Familie auch immer mit bescheidenen Geldmitteln unterstützte, konnte ich mit diesem Scharnier ihr Einkommen nahezu verdoppeln. Trotzdem hatten meine Freunde nicht einfach Almosen bekommen, sondern sie hatten für ihr Produkt endlich einmal einen fairen Preis erwirtschaftet und dies ist für das Selbstbewusstsein ein gewaltiger Unterschied.

Bilder unten: Gastfreundschaft ist bei den Mongolen überlebenswichtig. Ein Reisender bekommt traditionsgemäss auch heute noch in jeder Jurte etwas zu essen und einen Platz zum Schlafen.

Grenzenlose Gastfreundschaft

Eine Eigenart, die mich schon seit meiner ersten Reise faszinierte, ist das unkomplizierte Reisen der Mongolen. Nie habe ich einen Mongolen mit Gepäck gesehen. Wer zu Pferd, mit dem Jeep oder Motorrad für mehrere Tage unterwegs ist, hat nie Kleider oder Schlafsack mit dabei. Gastfreundschaft ist für die Mongolen auf dem Land so normal wie für uns Schweizer die Pünktlichkeit der SBB. Hat man unterwegs Hunger oder Durst, dann steuert man die nächste Jurte an und tritt ein. Und dies zu jeder Tages- oder Nachtzeit.

Ich habe schon Situationen erlebt, wo wildfremde Reisende mitten in der Nacht in die Jurte gekommen sind. Für Handa war es eine Selbstverständlichkeit, dass sie aufstand, den Herd wieder einheizte und Tee kochte. Auch Manel Joe stand auf, um die Besucher zu unterhalten. Manchmal bleiben Besucher nur für einen Tee.

Immer wird der Besucher aber gefragt, ob er etwas essen will. Dann wird gekocht, und wenn es spät ist oder wird, macht man auch Platz zum Übernachten. Dann werden die Decken und Matten auseinandergerissen und aus drei Betten entstehen sechs – oder so viele es eben braucht. Jeder einzelne liegt dann vielleicht etwas härter und es wird etwas kühler. Nie würde es einem Mongolen aber in den Sinn kommen, dass in einer Jurte zu wenig Platz für Besucher sei. Ebenfalls normal für Mongolen ist, dass mehrere Leute (vor allem Kinder) bei Bedarf in einem Bett Platz finden.

Der Schneesturm

Es ist Ende Mai geworden, doch noch immer ist kein Tropfen Regen gefallen und auch die Temperaturen wollen nicht wirklich ansteigen. Als ich eines Morgens aus dem Schlafsack schaue, traue ich meinen Augen nicht: Handa wischt gerade zehn Zentimeter

Neuschnee vom Herd und macht ein unglückliches Gesicht. Ein Blick nach draussen bestätigt, was über Nacht passiert ist: Die Tiere liegen unter einer kompakten Schneedecke und eine Besserung scheint nicht in Sicht.

Handa bringt die ersten zwei toten Lämmer in die Jurte und Manel Joe's Gehirn läuft auf Hochtouren. Während er Bajara beauftragt, die Reitpferde zu holen und mit etwas Gerste zu füttern, berät er sich mit dem Nachbarn. Bleiben oder fliehen, bevor es zu spät ist? Einstimmig sind sie fürs Fliehen. Die Jurten mit den Frauen und Kindern sollen hier bleiben, während die Männer mit den Herden in tiefere Lagen ziehen. Zu gross ist das Risiko, dass es einige Tage durchschneit und man mit den Tieren stecken bleibt.

Ein Ochsenkarren wird mit etwas Holz, einem Kochtopf, einem Zelt und Decken beladen und es kann los gehen. Auch sämtliche Nachbarn in der Umgebung be-



finden sich schon auf der Flucht vor dem weissen Tod.

Fünf Stunden sind wir mit den Tieren unterwegs, bis wir zu den ersten schneefreien Stellen kommen. Ein Pferd ist zwei Mal zusammengebrochen und konnte nur mit unserer Hilfe wieder auf die Beine gebracht werden. Zwei weitere Lämmer haben den Marsch nicht überlebt, doch jetzt scheinen wir in Sicherheit zu sein. Wir sind genügend weit abgestiegen und hier schneit es nicht mehr. Wir schlagen ein Notlager auf und beraten. Niemand weiss, wie lange wir hier ausharren müssen.

Am nächsten Tag hat sich das Wetter wieder etwas gebessert und ich marschiere zurück zu den Jurten. Meine Freunde haben in der Eile einige Sachen vergessen und sind froh, als ich am späten Nachmittag mit dem Motorrad die benötigten Sachen und frisch fritierte Borzog (aus dem Fett gebackenes Brot) vorbeibringe. Die nächsten Tage übernehme ich

mit meinem Motorrad eine Art Kurierdienst zwischen den Zelten und den Jurten. Mit dem Motorrad dauert die Reise eine gute Stunde, während man zu Pferd zwei bis drei Stunden unterwegs wäre.

An unserem neuen Ort hat es einmal mehr kein Wasser mehr. Wir sind also gezwungen, die Herden jeden Tag acht Kilometer bis zum Fluss zu treiben, wo wir auch für uns Wasser mitnehmen. Nach fünf Tagen ist in den Bergen der Schnee endlich wieder geschmolzen und wir machen uns auf den Rückweg.

Leben und Tod in der Steppe

Der Schnee und die weiten Wanderungen haben die Tiere weiter geschwächt. Die Pferde sehen aus wie wandelnde Gerippe. Den Schafen, Ziegen und Yaks sieht man wegen dem dicken Fell nicht so gut an, wie dünn sie sind. Sämtliche Tiere brauchen

dringendst Gras, doch solange es nicht regnet, bleibt die Steppe braun und karg.

Heute Morgen haben wir unweit der Jurte eine Stute entdeckt, die in der Nacht geföhlt hat. Leider ist sie nach der Geburt so geschwächt, dass sie aus eigener Kraft nicht mehr auf die Beine kommt. Gemeinsam stellen wir sie auf und treiben sie zur Jurte. Dort wird sie mit etwas Gerste gefuttern. Das Fohlen will nicht begreifen wo die Milch ist. Handa versucht über mehrere Stunden dem Fohlen das Trinken beizubringen. Milch hat die Mutter, das hat Handa schon festgestellt. Als das Kleine endlich trinkt, entspannt sich Handas Gesicht und alle glauben an ein Happy End.

Am nächsten Morgen verkünden die Geier nichts Gutes. Die Stute liegt im Sterben und es gibt keine Hoffnung mehr, sie durchzubringen. Wir nehmen das Fohlen mit in die Jurte und Handa versucht es mit Yakmilch aus der Flasche durchzubringen. In der

Nacht schläft das kleine Ding mit dem Kopf auf meinem Schlafsack zusammen mit einigen Lämmern in der Jurte.

Am nächsten Tag ist das Fohlen allerdings schon so geschwächt, dass es nicht einmal mehr die Kraft zum Trinken hat. Leider überlebt es die nächste Nacht nicht mehr. Mir wird einmal mehr bewusst, wie hart die Natur sein kann und wie nahe Leben und Tod beieinander liegen. Die letzten Tage haben mich emotional sehr bewegt, denn ich habe hautnah mitbekommen, wie hart der Überlebenskampf der Nomaden ist. Wie sehr sie der Natur ausgeliefert sind. Wie wenig es braucht, dass ein Teil der Herde stirbt – und wie wichtig Regen, Sonne und Wärme sind.

Bilder unten: Ein Kälteeinbruch oder die Geburt eines Jungen entscheiden oft über Leben und Tod eines geschwächten Tieres. In Einzelfällen können die Nomaden mit Zuwendung und Zusatzfutter den Tod noch abwenden.



Nur wenige Tage später hat eine weitere Stute geföhlt. Die Stute und das Fohlen sind zwar gesund, doch die Stute hat keine Milch. Inzwischen hat Manel Joe mitbekommen, dass gestern die Stute eines Nachbarn das Fohlen verloren hat. Wir fangen die Stute ein und stellen fest, dass sie noch Milch hat. Jetzt versuchen wir, sie an das Kleine zu gewöhnen, in der Hoffnung, dass sie es annimmt. Doch die Stute will nichts von dem fremden Fohlen wissen. Immer und immer wieder stösst sie es mit dem Kopf weg, so dass es unsanft in den Sand stürzt.

Sobald das Kleine zum Euter will, dreht sich die Stute weg. Handa und Manel Joe geben nach mehreren Stunden auf. Ich kann

Immer unterwegs: Die Natur bestimmt, wann und wohin man zieht. Es gibt keinen festen Fahrplan. Bei Bedarf wird jede Woche das Lager gewechselt. Lässt es die Natur zu, dann bleiben aber auch die Nomaden gerne zwei bis drei Monate am selben Ort.

und will es nicht begreifen und halte bis tief in die Nacht durch.

Am nächsten Tag habe ich tatsächlich Erfolg. Die Ersatzmutter beschnuppert das Kleine zum ersten Mal und lässt es wenig später auch trinken. Hoffnung kommt auf, als ich das Fohlen wenige Stunden später hinter der Adoptivmutter herlaufen sehe. Mehr kann ich jetzt nicht mehr tun. Im Stillen hoffe ich aber, dass die Natur dem Fohlen eine Chance gibt.

Auf Umwegen ins Sommergebiet

Unsere Quelle ist versiegt und wir werden zu einem erneuten Umzug gezwungen. Wenn es geht, zieht Manel Joe in gerader Linie Richtung Sommerlager, das normalerweise in der Nähe des Zagan Nuur liegt.

Mit meinem Motorrad machen wir eine Erkundungstour. Auf der ganzen Strecke durch die Berge gibt es kein Wasser und so ist diese Route unmöglich. Wir müssen

einmal mehr zum Fluss absteigen und dann dem Flusslauf in die Berge folgen. Dies ist ein grosser Umweg – eine andere Möglichkeit gibt es aber nicht.

Die weite Reise wird in drei etwa 15 bis 20 Kilometer lange Etappen aufgeteilt. Am Ende des Tages stellen wir eine provisorische Jurte mit nur einem Teil der Schergitter auf, so dass wir die meisten Sachen auf den Ochsenkarren verpackt lassen können. Damit die Tiere sich einigermassen vom Marsch erholen können, bleiben wir an jedem neuen Ort für einen Tag und ziehen erst dann weiter.

Die Route der Herden und der Karawane ist verschieden. Die Herden, die etwas langsamer aber beweglicher sind, schneiden die Mäander des Flusses über steile Bergrücken. Die Yak- und Kamelkarawane nimmt den einfacheren Weg dem Fluss entlang, dem auch ich mit dem Motorrad folgen kann.

Nach einer Woche haben wir einen guten Platz erreicht. Hier will Manel Joe für einige Tage,

oder wenn es das Gras zulässt für einige Wochen bleiben, bis klar ist wo man für den Rest des Sommers hinziehen will oder kann. Da die Pferde so extrem abgemagert sind, entschliesst sich Manel Joe, sie gänzlich in die Berge zu entlassen, wo das Gras viel höher steht als in der Umgebung der Jurten, wo die Yaks, Schafe und Ziegen weiden. Den Fohlen bindet er gelbe Plastiktüten um den Hals und an den Schweif, in der Hoffnung, dies möge auf die Wölfe abschreckend wirken.

Dann lässt er die Herde ziehen. Auch für mich ist einmal mehr die Zeit des Abschieds gekommen. Die Heimreise über 1000 Kilometer Piste und 10000 Flugkilometer wird über eine Woche in Anspruch nehmen.

Lebensversicherung Grossfamilie

Meine bis heute letzte Reise ins Hangaj Gebirge unternahme ich im Spätsommer 2004. Manel Joes



Jurte finde ich an einem komplett unerwarteten Ort. Weit weg vom üblichen Sommerlager in einem Seitental nördlich des Bosin Flusses. Im Camp stehen drei Jurten. Diesmal sind die Nachbarn für einmal Verwandte. Handas Mutter Tsugter Namtschel und Handas ältester Bruder Niambo mit Familie.

Als ich mit Manel Joe mit dem Motorrad in die Stadt fahre, zeigt er mir stolz seine neuste Errungenschaft: Die ganze Familie hat Geld zusammengelegt und sich für 2000 \$ einen alten Mercedes gekauft. Das Fahrzeug wäre als Transportmittel für das kostbare Kaschmir von Uliastaj nach Ulan Bator gedacht gewesen. Auf der Rückfahrt hätte man auch Textilien für Danas Laden transportieren können. Nur leider sind 800 Kilometer der Strecke nicht asphaltiert und mehr für Geländewagen geeignet.

Doch soweit ist es gar nie gekommen. Schon nach der dritten Fahrt von Uliastaj hinaus zu den

Jurten aufs Land hat der Mercedes, der eigentlich für Strassen gebaut ist, so grossen Schaden genommen, dass er nicht mehr vom Platz zu bewegen ist. Noch immer ist Manel Joe stolz auf sein Fahrzeug und meint nüchtern: «Beim nächsten Mal sparen wir noch ein wenig länger und kaufen uns dann für 5000 \$ einen Russenjeep. Der ist etwas besser geeignet fürs Gelände.»

Trotz allem bin ich mir sicher, dass Handa und Manel Joe auch die nächsten Jahre überstehen und auch den Rest der Familie über Wasser halten werden. Sie haben eine ausgewogene Mischung an Kapital: Eine Herde mit Tieren, einen kleinen Laden und vielleicht in Zukunft ein geeignetes Transportmittel. Zudem hat der Familienclan für Monkor eine neue Aufgabe gefunden, wie er zum Wohl der Familie beitragen kann. Für 200 Franken hat die Familie etwas ausserhalb der Stadt einen bewässerbaren Acker gekauft, 40 mal 80 Meter gross.

Dort werden nun Kartoffeln, Karotten und Kohl angebaut.

Obwohl Ackerbau für einen Mongolen eine grosse Erniedrigung darstellt, bin ich überzeugt, dass die Mongolen nur überleben können, wenn sie sich einen Teil der Lebensmittel neben dem Fleisch selber erwirtschaften können. Die Bevölkerungsexplosion und der Klimawandel haben dazu beigetragen, dass das Land mit der herkömmlichen Nutzungsart nicht für alle Bewohner das Überleben sicherstellen kann. Umdenken ist gefragt. Vielerorts ist Landwirtschaft möglich und auch sinnvoll.

In grossen Teilen der Mongolei wird aber die nomadisierende Viehzucht die einzige Art der Viehwirtschaft bleiben. So bin ich mir sicher, dass es in der Mongolei auch in hundert Jahren noch nomadisierende Viehzüchter geben wird.

Da Monkors Leidenschaft nicht gerade beim Umgraben von Ackerland liegt, hat er neben seinem Acker noch seine Stutenherde stationiert. Zu seinen Pferden

war er in den vergangenen Jahren so achtsam, dass er wieder über 24 Tiere hat. Allein in diesem Jahr stehen 8 Fohlen vor seiner Jurte am Rande des Ackers. Die Stuten werden alle zwei Stunden gemolken. Die Stutenmilch kann er, ohne sich schämen zu müssen, am Markt verkaufen.

Irgendwann einmal wird er neben der Stutenmilch auch Kartoffeln und Kohl anbieten, und in zehn Jahren wird sich vielleicht seine Meinung zum Ackerbau ein wenig geändert haben. Seine Frau Batna steht jedenfalls schon heute täglich im Feld und hegt und pflegt das kostbare Gut. Sie hat begriffen, dass man auch mit Kartoffeln satt werden kann. Sie ist sich auch bewusst, dass sie mit den Kartoffeln einen Beitrag zum Unterhalt der Familie leistet.

Monkor wird noch einige Zeit brauchen, bis er über seinen eigenen Schatten springen und Kartoffeln auch als Nahrungsmittel in seinem Menüplan sehen kann. ■

